

Zeitschrift: Schweizerische Bauzeitung
Herausgeber: Verlags-AG der akademischen technischen Vereine
Band: 74 (1956)
Heft: 37

Artikel: Das abenteuerliche Leben eines alten G.e.P.-Kollegen
Autor: Kooyker, L.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-62700>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das abenteuerliche Leben eines alten G.E.P.-Kollegen

Diese für die SBZ ungewohnte «Mitteilung» bedarf wohl einer kurzen Einführung. Ing. L. Kooyker, den wir erst 1954 an der Generalversammlung in Genf kennen gelernt haben, liess uns später Einblick in seine selbstverfassten Memoiren nehmen. Von der Einmaligkeit seines Lebenslaufes gefesselt, suchten wir nach einer Möglichkeit, diesen auch weiteren Kreisen von Kollegen zu vermitteln. Auf unsern Wunsch erklärte sich Kollege Kooyker bereit, eine Kurzfassung anzufertigen. Das hier vor dem Leser ausgebreitete Lebensbild stellt also nur beiläufig ein Zwanzigstel dessen dar, was der Verfasser bereits schriftlich niedergelegt hat, und darüber hinaus entsprudeln seinem überwachen Gedächtnis in jeder Plauderstunde unerschöpflich weitere Einzelheiten, von denen viele mit Photos, Briefen bekannter Persönlichkeiten, amtlichen Papieren und weiteren Dokumenten begleitet werden. Ein Fundus von Erleben, der in der Tat einzigartig dasteht, und der das Erscheinen dieser «Mitteilung aus der G. E. P.» an ungewohntem Platz im Heft rechtfertigt. Sie beginnt gerade heute, weil der Betttag ja zur Einkehr und Besinnung führen soll über unser eigenes Leben, das kaum einer mit soviel Hingabe dem Strom der Welt ausgesetzt hat, wie unser lieber Leon Kooyker. *Der Generalsekretär*

Jugend in Transvaal

Mein guter Vater, Gerard Kooyker, der als Marineoffizier vieles von der Welt gesehen hatte und — lange bevor de Lesseps den Suezkanal grub — auf dem ersten Segel-Dampfschiff um das Kap der Guten Hoffnung nach Indien fuhr, konnte kaum ahnen, was er sich selber einbrockte, als er mich an meinem sechzehnten Geburtstag mit Lion Cachets Prachtsbuch «Heldenkampf der Buren in Transvaal» überraschte. Nach dessen Lektüre bat ich ihn voller Begeisterung, mir zu erlauben, dorthin zu gehen. «Unsinn!» murrte er. Als er aber sah, dass es mir ernst war, gab er schliesslich nach und ich durfte im nächsten Jahre aus meiner Vaterstadt Amsterdam, wo ich am 12. September 1876 geboren worden war, via London und Kapstadt nach Pretoria, der Hauptstadt von Transvaal, reisen. Dass ich sofort eine gute Stelle fand, war eigentlich mein erstes Abenteuer, und mit grossen Augen starrte ich auf die fünfzehn wundervollen goldenen Krügerpfunde (damals 375 Fr.), die ich am Monatsende erhielt. Und Einkommenssteuer gab es damals nicht in Transvaal, denn die Einkünfte aus den Goldgruben waren mehr als genug.

Welch sonderbare Verkettung von Umständen, in die ich, der Siebzehnjährige, alsbald verwickelt wurde. Die englischen Goldmagnaten in Johannesburg verlangten Anteil an der Regierung, ohne jedoch auf ihren Status als British Subjects verzichten zu wollen, und das konnte der greise Staatspräsident Paul Krüger — Ohm Paul — nicht bewilligen. Die Unzufriedenen planten eine Revolution, bewaffneten sich und wurden heimlich unterstützt von Cecil Rhodes, dem Gründer von Rhodesia. Zu gleicher Zeit kam Bericht, dass englische Freibeuter an der Westgrenze von Transvaal zusammengezogen wurden, und es sah aus, als ob sie wieder einmal den Versuch machen wollten, die freie Buren-Republik zu überrumpeln. Voller Sympathie für die Buren fragte ich Ohm Paul, ob ich nicht etwas tun könne, um in dieser schwierigen Lage mitzuhelfen. Auf seinen Rat beteiligte ich mich mit vielen gutgesinnten Ausländern an einem Freiwilligenkorps, um den Buren beizuspringen. Als sodann, Ende 1895, Dr. Jameson von Rhodesia aus mit berittenen Freibeutern den aufrührerischen Ausländern in Johannesburg zu Hilfe eilen wollte, wurde er von den von allen Seiten herbeieilenden Burencommandos geschlagen und gefangen genommen, während wir in Pretoria und Johannesburg überraschend schnell die Leiter des Aufstandes gefangen nahmen, wodurch dieser im Keime erstickt wurde. In Anerkennung meiner Dienste wurde ich zu meiner grossen Ueberraschung zum Bürger der Republik Transvaal erklärt, bekam Mausergewehr und Patronen, dazu einen Regenmantel, ein Paar Stiefel und einen breitkrempigen Burenhut, was ich natürlich alles voller Stolz akzeptierte.

Schon früher hatte ich mit gutem Erfolg mein Lehrereexamen in Pretoria bestanden und wurde jetzt Schulmeister.

In den Ferien reiste ich herum als Photograph, vermäss auch die ausgedehnten Grundstücke der Buren, verteilte diese bei Erbschaften, zeichnete Stammbäume und Waffenschilder, und tat alles, um so schnell wie möglich das Geld zusammen zu sparen, mit dem ich später in Zürich studieren wollte. Gerade zu dieser Zeit wurden in Transvaal Riesendiamanten gefunden, und auch mich ergriff das Diamantenfieber. Ich kaufte mir ein Zelt, reiste nach dem Vaalfluss, schaffte mir dort ein sogenanntes «Baby» an (ein Apparat, um Erde auszusieben) und suchte, unterstützt von zwei Kaffern, im Flusssand nach Diamanten. Die geriebenen Schwarzen hatten jedoch ein viel besseres Auge für die «blink klippias» als ich und sie stahlen mir die besseren Steine vor der Nase weg, ohne dass ich sie je erwischen konnte. So kam ich nicht einmal auf meine Kosten und kehrte um einige Illusionen und Pfunde ärmer nach meiner Schule zurück.

Als die Zeit kam, da ein neuer Präsident gewählt werden musste, hörten wir mit grosser Freude, dass Ohm Paul in seiner Wahlkampagne einen Tag bei uns zubringen werde. Wie gemütlich wir damals lebten, wird wohl am besten dadurch illustriert, dass der Staatspräsident seine Reise zusammen mit seinem besten Freunde und ... Gegenkandidaten Schalk Burger unternahm. Da kommen sie schon! Im offenen Vierspänner, umringt von jauchzenden Reitern, welche fortwährend ihre Gewehre gewaltig knallen lassen. Auch wir, mit der ganzen Menge, schreien aus vollem Halse unsere Bewillkommung und Hurras — ein unbeschreiblicher Höllenspektakel. Meine Schulkinder stehen mit Blumen und Fähnchen und singen den Herren zu:

«Weh' hoch denn in der heitern Luft
Fahne der Freiheit, Fahne von Transvaal!»

Ohm Paul dankt mit feuchtem Auge und vergisst sogar mich nicht, der den Gesang auf der Violine begleitete. Nach den Zusprüchen und der festlichen Mahlzeit erlauben die hohen Gäste mir, sie zu photographieren. Aber der Wind dreht jedesmal die Flagge hinter dem Präsidenten rund um seinen Zylinder, und ich werde nervös, denn der alte Herr ist ungeduldig und ruft mir zu: «Schiess doch, Meister!» Glücklicherweise ergreift sein Sohn Piet, der hinter ihm steht, die Fahne, und ich schiesse — die beste Photographie meines Lebens, die ich ihm dann später zuschicken konnte.

Als die 400 £ für das Studium in Zürich zusammengepart waren, ging ich in Pretoria Abschied nehmen von Ohm Paul, der immer morgens um sechs Uhr auf seiner Veranda sass, wo jedermann ihn ohne irgendwelche Formalität besuchen konnte.

«Ah, du kommst wohl grüssen!» rief der alte Herr mir zu. «Setz dich nur!» Und gleich war ein Kaffermädchen da mit einer grossen Tasse Kaffee. «Ja, Präsident! Aber der Rooinek (Engländer) wird schon wieder frech ... und ... eh ... ich möchte eigentlich lieber hier bleiben, um mitzukämpfen.» Lange überdachte Ohm Paul meine Worte. Schwer zogen die Rauchwolken aus seiner Pfeife. Dann platzte er heraus. «Nein! Den Rooinek werden wir schon alleine ins Meer werfen! Aber das Land braucht Ingenieure. Geh und studiere, mein Sohn, aber ... komm bald zurück.» Er stand auf ... War die Audienz vorbei? «Nein, komm nur herein. Du hast mir die schönen Porträts geschickt, und nun will ich dir auch ein Andenken mitgeben.» Und er schrieb-kratzte seinen Namen quer über sein Porträt mit der Schärpe und gab es mir (Bild 1).

Noch am gleichen Tag wurde ich auf die Probe gestellt und war nahe daran, das ganze Studium aufzugeben, denn ein Freund stichelte: «Du bist schön verrückt, Leon; dieses florierende Land zu verlassen. Kauf dir für deine 400 Dollars zwanzig Grundstücke bei Boksburg, wo gerade die Fortsetzung des Goldflözes entdeckt ist! Dann vergisst du sie. Mit deinem Kopf und deiner Arbeitsfreude wirst du auf jedem Gebiet gedeihen. Und in zehn Jahren sind die Grundstücke das Zehnfache wert.» Lange schwankte ich, aber verwarf schliesslich seinen Rat. Ingenieur wollte ich werden! Nicht nur des faszinierenden Berufes wegen, sondern auch, weil ich dann meine Reiselust befriedigen konnte. Dem Bauingenieur steht die ganze Welt offen. Deshalb, auf nach Zürich!



Bild 1. Ohm Paul Krüger

In Lorenzo Marques musste Abschied genommen werden von meinem jüngeren Bruder, der mich bis dahin begleitet hatte und nun nach seiner Schule in Carolina zurückkehrte. Mit Wehmut winkte ich ihm Lebewohl... War es eine Vorahnung, dass ich ihn nicht wiedersehen würde? — Er starb den Heldentod gegen die Engländer im Burenkrieg.

In Beira kein Baum, kein Strauch! Wir watenen durch den lockeren Sand nach dem hölzernen Steg und kehrten bald an Bord zurück. Wir fanden den Dampfer scheinbar unter dem Befehl eines riesigen Holländers, des Kaffeepflanzers Josselyn de Jong aus Nyasa, der einen Schwarm Neger und zwei weisse Aufseher herumkommandierte, welche tausende von Säcken Kaffee an Bord schafften. Als er mich erblickte, rief er: «Ha! Da kommt mein Landsmann!» «Ich bin Transvaaler», sagte ich lachend. «Nun ja, das kommt auf das gleiche heraus, was?» Sofort musste ich eine Flasche Champagner mit ihm trinken, und so ging es weiter auf der ganzen Reise. — Bier sei nur für Lakaien! Er war ein Prachtskerl, so recht nach meinem Herzen. Ich habe ihn als Vorbild genommen und mich stets bestrebt, so wie er, als ein Seelchen-ohne-Sorgen durch das Leben zu wandern. Eines Tages erzählte er, dass er seinen Kaffee nach Arabien brächte. «Eulen nach Athen», spottete ich. «Gewiss! Eben deshalb! Denn Kaffee aus Nyasa hat keinen Markt, und in Arabien wird es auf einmal... Mokka! Ha-ha-ha-a! Mundus vult decipi!» Daher der viele Champagner! Im Roten Meer ging er an Land, mit seinem Kaffee. Und leutselig rief er mir vom Laufbrett zu: «Vergiss nicht, mich aufzusuchen, wenn du in die Nähe kommen solltest!»

Gut fünfzig Jahre später war ich fast so weit, denn ich arbeitete an der Vermessung von Lusaka, der Hauptstadt von Nord-Rhodesien. Eines Tages suchte ich einen Markstein und in der Meinung, er sei der Eigentümer des Grundstückes, fragte ich einen Mann auf Afrikanisch, ob er mir ihn zeigen könne. In gebrochenem Englisch sagte er: «Ich bin nicht der Eigentümer, aber arbeite für ihn. Mein Name ist... Josselyn de Jong.» «Ist wa-a-as?» rief ich aufs höchste erstaunt. Denn mein Gehirn konnte so schnell keinen Zusammenhang finden zwischen jenem flinken, frischfröhlichen Holländer, so wie ich ihn in Gedanken die Laufplanke in Jidda hinunterstapfen sah, und diesem miesen Halbblut vor mir... Er guckte mich dumm-verwundert an, aber wiederholte deutlich seinen Namen. Es war kein Zweifel möglich, hier stand eins seiner Kinder! «Wieviele wart Ihr?» fragte ich, nur um etwas zu sagen. «Drei-und-zwanzig! Aber von verschiedenen Frauen.» «Aber dein Vater war doch reich! Was wurde aus der Kaffeepflanzung?» «Es war Kronland. Als Vater starb, nahm die Regierung es zurück.» Tief erschüttert ging ich von dannen — sic transit gloria mundi!

Studienzeit in Zürich

Zwar wurde ich in Zürich herzlich empfangen, aber ich musste die schwere Aufnahmeprüfung bestehen, und... das Examen begann schon in vierzehn Tagen. Kurz entschlossen liess ich mir von diversen Repetitoren deutsche Geschichte und Literatur, Chemie und vor allem Mathematik eintrichtern, und sass nachts mit viel Kaffee und nassen Tüchern um den Kopf über den Büchern... aber es gelang. Ich wurde für das Studienjahr 1899/1900 in den ersten Kurs der mechanisch-technischen Abteilung aufgenommen. Kaum hatten die Vorlesungen jedoch ihren Anfang genommen, als der Ausbruch des Burenkrieges alle meine Pläne über den Haufen warf. Ich wurde beurlaubt und verlangte bei unserm Gesandten Dr. Leyds in Brüssel einen Pass, um nach Transvaal

zurückzukehren und mitzukämpfen, bekam aber den Befehl, nach Brüssel zu kommen, um in der Gesandtschaft zu helfen, und leistete mit Widerwillen Folge. Wie anders wäre mein Leben verlaufen, wenn ich den Vorschlag von «Op voor Transvaal» in Amsterdam angenommen hätte, der sich anbot, mich als Führer von Hunderten von Freiwilligen nach Transvaal zu schicken! Aber davon wollte Leyds nichts wissen.

Ohm Paul wurde so krank, dass er nicht bei den Truppen im Felde bleiben konnte, und Königin Wilhelmina, England trotzend, schickte ihm die «Gelderland» nach Lorenzo Marques. Wir holten ihn in Marseille ab. Im Siegeszug ging es nach Paris. Die Huldigung und die hochauflodernde Begeisterung der Massen liessen den Präsidenten wieder aufleben. Nach den Zusprachen und Ovationen sagte er leise zu Leyds: «Schicke jetzt die Leute weg — ich möchte mir noch ein bisschen das Dorf ansehen.» Das... «Dorf» war... Paris! Aber die Regierungen blieben oh, so kühl, und in Köln bekam Ohm Paul sodann das vernichtende Telegramm des deutschen Kaisers: «Ich kann Sie leider nicht empfangen — Wilhelm». Dem Präsidenten wurde es bald zu kalt in Holland. Zuerst ging er nach Menton, später nach der Schweiz. In den Osterferien habe ich ihn regelmässig jedes Jahr besucht.

*

Zu Weihnachten 1900 kehrte ich nach Zürich zurück und liess mich in die Ingenieurschule überschreiben, wo ich Kameraden fand, von denen viele heute noch leben, wie Baeschlin, Eggenberger, Fröhlich, Kaech, W. Meyer, Puorger, Roth, Rühl, Zehntner. Eines Tages — ich war gerade beim Vordiplom — wurde ich zum Polizeikommissär befohlen, der Einwendungen machte meines Passes wegen. «Mein Pass ist doch gültig bis 1905», protestierte ich. «Oh nein! Er verlor seine Gültigkeit im Moment, als die Buren sich bei Vereniging ergaben. Sie sind jetzt staatenlos, mein Herr!» So wurde ich gezwungen, beim englischen Konsul in Zürich, dem Landesmuseumdirektor Dr. H. Angst, den Treueid auf Edward VII. abzulegen. Ich musste die Bibel küssen, 3 sh. und 6 d. zahlen und war nun «British Subject by naturalisation». Gleich protestierte ich — es sollte heissen «... by annexation». Aber der Konsul zitierte, hartnäckig wie Pilatus: «Was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben.» Erst zwanzig Jahre später wurde dies geändert, und seitdem wanderte ich durch die Welt als «British Subject by annexation (of Transvaal)», bis ich endlich 1940, im Africa House in London, meinen ersten Pass der Union erhielt, und dort hinzugefügt wurde «A National of the Union of South Africa». Dies alles strich die Nationalregierung in Pretoria durch und schrieb darüber «South African Citizen», was gar keinen Sinn hat, denn Südafrika ist nur ein geographischer Begriff. Wer wird sich aber über einer solchen Kleinigkeit aufregen? Denn, obwohl ich schon achtzig Jahre zähle, werde ich es doch wohl noch erleben, dass Strydom die Republik ausruft, was ich hoffe und erwarte. Und das wird dann mein siebenter Status von Nationalität sein, ohne dass ich je einen Finger dafür rührte.

*

Die schönste Zeit meines Lebens verbrachte ich in Zürich. Eine geeignetere Stadt zum Studieren lässt sich kaum denken. Der Zürichsee und die blauen Berge, im Winter eisbekrönt, wetteiferten miteinander um mich zu bezaubern; und das «Uetliberg hell!» wird unvergesslich bleiben. Sport aller Art konnten wir betreiben — in erster Linie das Bergsteigen. Und billig war es! Ich hielt den Atem an vor Ueberaschung als die Zimmervermieterin nur 25 Fr. — damals

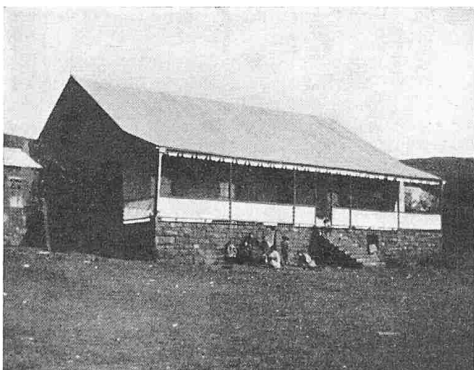


Bild 2. Ohm Danie Coetzee war ein wohlhabender Mann und hatte sich ein schönes Haus gebaut

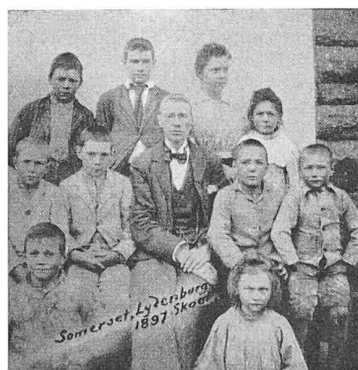


Bild 3. Meine erste Schulklasse bei Ohm Danie Coetzee, der allein schon acht Kinder dazu lieferte



Bild 4. Sein Besitztum war so gross, dass man 1½ Stunden zu Pferd brauchte bis zum Nachbarn

gerade ein Pfund Sterling! — pro Monat verlangte für ein schönes Zimmer mit Frühstück und Heizung. Jetzt kostet das selbe Zimmer 120 Fr., d. h. zehn Pfund!

Fünf Jahre älter als der Durchschnitts-Student, mit einem abenteuerlichen Leben hinter mir und mit lebhaftem Interesse für alles, was in der Studentenwelt vor sich ging, war ich bald Präsident der Hollandia, des Schachklubs, und auch des Studenteningenieurvereins, zu meiner grössten Ueberraschung, denn noch nie vorher hatte ein Ausländer diesen Ehrenposten bekleidet. Solche Ehrenämter bringen aber viel Arbeit mit sich, und mein Studium litt darunter... Ich bekam eine Zitation. Professor Gerlich sagte nur: «Ah, da sind Sie! Ja, ich wollte Ihnen nur sagen, dass Sie nicht der erste Präses des Studenteningenieurvereins sein würden, der im Examen durchgefallen wäre. Guten Tag, Herr Kooyker!» Netter konnte es wirklich nicht gesagt werden, und ich nahm seine Worte zu Herzen.

Als ich dann mein Diplom machte (Diplomarbeit: Kraftwerk an der Albulä), hatte ich die traurigste Pflicht meines Lebens zu erfüllen. Mein Freund und Gönner Ohm Paul, von Verlangen nach der Heimat verzehrt, war immer schwächer und kränklicher geworden und starb am 14. Juli 1904 in Clarens am schönen Genfersee, weit weg von seinem geliebten Transvaal, von Familie und Freunden. Tiefbetäubt trugen wir den Sarg mit seiner sterblichen Hülle nach dem Bahnhof, die erste Etappe auf der langen Reise, via Holland und Kapstadt, nach Pretoria, wo der grosse Vorkämpfer und Patriot jetzt ruht.

Ein anderes Vorkommnis erschwerte meine Diplomzeit: ich litt an Bilharzia, die hartnäckig den zürcherischen Heilmitteln widerstand. Da schrieb ich unserm Hausarzt in Pretoria. Aber erst, als ich mein Diplom als Ingenieur in der Tasche und sogar schon eine Stelle beim Gas- und Wasserwerk der Stadt St. Gallen gefunden hatte, kam die ersehnte Antwort: dreimal im Tag 30 Tropfen Farnkrautelixir. Nach 14 Tagen waren die Hakenwürmer tot, aber die Kur hatte mich so geschwächt, dass ich kaum meiner Arbeit nachgehen konnte. Bald kam ich indessen wieder zu Kräften, die Bilharzia hat mich seither nie wieder belästigt, aber Wasser habe ich mein Leben lang nicht mehr getrunken.

In den USA

Am 14. Oktober 1904, nach genau dreimonatiger Tätigkeit, verliess ich meine erste Stelle und reiste, mit guten Empfehlungen meines Zürcher Professors und des Chefs in St. Gallen, auf gut Glück nach New York. Gleich fand ich eine Stelle bei der N. Y. Central & Hudson River Railway, aber nur als Zeichner für 70 \$ Monatslohn, wovon man gerade leben konnte. Schon im nächsten Monat bekam ich jedoch 80 \$, sodann 90 \$, und ging hierauf zur Pocahontas-Kohlengrube in Carolina, wo das Leben beschaulicher und billiger war. Auch wurde ich dort von allen Seiten eingeladen; sonntags half ich in der Sonntagsschule. Als aber beim Eisenbahnstudium in Virginia ein Vermessungsmann gesucht wurde, zog ich dies der Arbeit in der schmutzigen Kohlengrube vor.

Als ich mich entschloss, dem Rufe meines Bruders in der südafrikanischen Adoptivheimat zu folgen und die USA zu verlassen, überholte mich, wie so oft in meinem Leben, das Abenteuer. Im Schlafwagen nach New York lernte ich einen Kreolen kennen, und wir freundeten uns rasch an. Er hatte ein Auto gekauft, mit dem er zuerst die Niagara-Fälle besuchen wollte, und lud mich ein, ihn zu begleiten. So eine schöne Gelegenheit, etwas mehr von Amerika zu sehen, wollte ich nicht vorbegehen lassen. Mein Kubaner war der ideale Reisegehilfe, er plauderte gerne und aufgeweckt und war ein intelligenter Mensch; sein Name war René Dubois. Er korrigierte mein Französisch und ich musste ihm Englisch beibringen. Immer trug er eine dunkle Staubbrille, und ich musste alle Einkäufe und Zahlungen erledigen, wofür er mir immer übergenug Geld gab. Wir bewunderten viele Städte, aber nur vom Auto aus. Selten konnte ich ihn zu einem Spaziergang bewegen. Er war voller Geschichten und Anekdoten, aber ich erfuhr wenig von seinem Leben. Dagegen wollte er alles von mir wissen, wiederholt musste ich ihm vom Jameson-Einfall und vom Burenkrieg erzählen. Als wir in San Franzisko den Stillen Ozean erreichten, wollte er gleich wieder zurück; nur ein einziges Mal konnte ich im Meere baden. Auf der Rückfahrt sass er dann oft 18 Stunden hinter dem Steuer, er wurde immer einsilbiger, und es schien mir, er grüble über etwas. Wir erreichten New York am Abend vor meiner Abfahrt. Er begleitete mich auf mein Zimmer, wir leerten eine Flasche des Weines, den wir beide liebten, und tranken einander zum letzten Mal zu. Am andern Morgen wartete ich vergebens auf ihn und ging an Bord. Erst als die Silhouette von New York im Nebel zerfloss, öffnete ich meine Zeitung. Da stand in fetten Buchstaben: «Der Bankräuber

René Dubois erschiesst sich», und darunter «nach seinem Spiessgesellen, der ihn im Auto nach New York begleitet hat, wird gefahndet». Es folgte eine zum Glück ganz falsche Beschreibung meiner Person...

Wieder in der Heimat

Trotz meines Versprechens an Präsident Paul Krüger hatte ich es erst nach einem vollen Jahr in den Staaten übers Herz bringen können, nach dem eroberten Transvaal zurückzukehren. Ich wurde Ingenieur bei den Eastrand Proprietary Goldmines und machte von der ersten Gelegenheit Gebrauch, um mich zu vergewissern, wie es mit den Grundstücken stand, welche ich damals für 20 £ hätte kaufen können. Ich erfuhr, dass jetzt — erst sechs Jahre nachher — jedes dieser Grundstücke schon 400 £ wert war. Mit 8000 £ wäre ich ein reicher Mann gewesen! Sinnend kehrte ich zurück... Hatte ich richtig gehandelt?

In Transvaal war zwar eine grosse Entwicklung zu konstatieren, aber es war deshalb kein glückliches Land geworden. Es liefen zu viele «Handsappers» («Hände hoch!») herum, Buren-Verräter, welche im Krieg den englischen Sold angenommen hatten, um ihre eigenen Brüder umzubringen. Dabei beriefen sie sich noch auf die Bibel, überzeugt, dass sie es zum Wohle ihres Landes getan hatten. Es war schwierig, dies so bald zu vergessen. Obwohl viele — die Generäle Botha und Smuts voran — sich mit den Engländern verbrüdeten, hielt die Mehrheit sich abseits. Dazu kam, dass ein neuer Faktor den Hass wieder auflodern liess, nämlich die Chinesenfrage. Weil die Kaffern nicht widerstandsfähig genug waren gegen das Einatmen des Quarzstaubes in den Goldgruben, hatten die Goldmagnaten Chinesen importiert. Zwar wurden diese in sogenannten Compounds gut bewacht, aber zuweilen brachen sie aus, überfielen die Buren in ihren Gehöften, raubten und mordeten und befriedigten ihre Gellüste. Nach einem bitteren Kampf gewannen die Buren, und die Chinesen mussten das Land verlassen, aber... als Protest brachten die Magnaten die Goldindustrie praktisch zur Stagnation.

So kam es, dass von den sechzig Ingenieuren bei der Eastrand nur unser fünf übrigblieben. Anfänglich fühlte ich mich dadurch geschmeichelt, aber als auch meine Zeit kam, waren alle vakanten Stellen von den früher Entlassenen bereits besetzt; ja, viele hatten das Land verlassen, denn auf dem Gebiete des Bauingenieurs war damals in Südafrika nicht viel los. Dagegen fehlte es an Schulmeistern, und bald stand ich in Germiston vor einer Klasse wühlerischer Knaben. Welch eine Enttäuschung! Früher, in meinem Landschulchen, war der Unterricht ein Vergnügen gewesen, denn die Burenkinder waren gut erzogen, lernbegierig, und hatten Respekt vor dem Lehrer. Aber für diese durchtriebenen Stadtkinder war die Schule eine Art Zuchthaus, wo sie sich befeisigten, den Lehrern das Leben zur Hölle zu machen. Die langen Weihnachtsferien kamen wie eine Erlösung, und ich ging mich in Pretoria erholen.

Nun hatte ich an «Land en Volk», eine Zeitung in Pretoria, Beiträge vom Eastrand geliefert, die gut bezahlt wurden, und ich ging die Redaktion begrüssen. Mit offenen Armen wurde ich empfangen. «Sie kommen gerade recht! Soeben haben wir Ihnen geschrieben, um zu fragen, ob Sie für uns als Redakteur einer Zeitung nach Bloemfontein gehen wollen.» «Nanu!» sagte ich. «Schulmeister, Geometer, Photograph, Diamantengräber und Ingenieur war ich schon, aber Redakteur?» «Oh, Ihr „Neues vom Eastrand“ war immer unsere Paradenummer. Wir zeigen Ihnen hier alle Kniffe, und dann werden Sie es schon fertig bringen.» So ging ich anfangs 1907 nach Bloemfontein und leitete dort die holländisch-englische Zeitung «Volksbode», die es nie zu 2000 Exemplaren Auflage bringen konnte, und genau sieben Monate später — nach den verlorenen Wahlen — den Geist aufgab. Nie konnten meine Chefs mir ein klares Bild geben von dem, was ich schreiben sollte, denn ihre Politik war ebenso verworren wie jene ihrer Opponenten Botha und Smuts. Alle taten ihr Bestes, um zwischen Scylla und Charibdis durchzusteuern; sie wollten sowohl Engländer als Buren und Ausländer und sowohl loyale Buren als Handsappers befriedigen, und das ging nun einmal nicht.

Diese politische Drahtzieherei missfiel mir dermassen, dass ich mir nach den Wahlen Zeit und Gewehr anschaffte und auf Jagd-safari¹⁾ nach Norden zog. Unterwegs besuchte ich den aufgeklärten König Khama von Bechuanaland — den Vater des Khama, der jetzt als Verbannter mit seiner weissen Frau in London lebt — der mich absolut als Direktor seiner Technischen Schule gewinnen wollte und sehr enttäuscht war, als ich meiner Safari den Vorzug gab. (Fortsetzung folgt)

1) Safari = Karawannen-Reise